# Was klappt nicht mit der deutschen und der welschen Schweiz?

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1971)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422148

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

## Was klappt nicht mit der deutschen und der welschen Schweiz?

*Zu einer Schrift von Aymon de Mestral*

Zum Glück ist es nicht eigentlich die Sprache, die an dem vielbesprochenen Malaise zwischen der welschen und der deutschen Schweiz am meisten schuld sei. Es sind vielmehr rein menschliche und scheinbar ganz belanglose Unstimmigkeiten, die Unfrieden und Unbehagen stiften; das geht aus der 120 Seiten umfassenden Schrift des in Zürich lebenden Welschen Aymon de Mestral hervor, die den Titel trägt: „Suisse romande, Suisse alémanique: Qu'est-ce qui ne va pas?" (Welsche Schweiz, deutsche Schweiz: Was klappt da nicht?) Nicht die Sprache also, das sei festgehalten, trotz der reizenden Anekdote, die auf eine solche Sprachenfrage hinweisen würde und die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen: „Ein biederer Waadtländer Weinbauer hatte im Zeitalter der bernischen Landvögte in der Waadt das Unglück, seine Schwiegermutter im Verlaufe einer etwas zu hitzig geführten Auseinandersetzung ins bessere Jenseits zu befördern. Er wurde sogleich verhaftet, ins Gefängnis geworfen und zum Tode verurteilt. Am Tage vor der angesetzten Hinrichtung besuchte ihn der Pfarrer. ‚Mein guter Mann', fragte ihn der Geistliche — und zwar auf französisch; denn die bernischen Behörden, Landvögte, Untervögte, Richter und Pfarrer bemühten sich mit peinlicher Korrektheit, mit den Untertanen französisch zu sprechen; nur unter sich sprachen sie das Berndeutsche —, ‚hast du vielleicht noch einen letzten Wunsch?' Der arme Sünder dachte nach und kratzte sich etwas verlegen am Kopfe. Plötzlich blitzte es in seinen Augen voller Schalkhaftigkeit, und er sagte: ‚Ich möchte so gerne Deutsch lernen.' Der Pfarrer ist sprachlos. Er geht zum Landvogt und unterbreitet ihm den unerwarteten Wunsch in aller Ehrerbietung. Der Landvogt ist ebenso überrascht, ja entzückt über einen so einzigartigen Wunsch, der von einem waadtländischen Untertanen kam, und trifft sogleich seine Maßnahmen. Das Todesurteil wird aufgehoben und der Winzer mit militärischer Bedeckung ins hinterste Emmental gebracht. Dort lebte der gute Mann noch an die vierzig Jahre glücklich mit den anderen Dorfbewohnern, die ebenso brave Leute wie er waren. Nur — er hat kein Sterbenswörtchen Deutsch gelernt."

Der Verfasser dieses Büchleins ist nun auch Waadtländer, ein älterer, distinguierter Herr, wie ihn die „Neue Zürcher Zeitung" bezeichnet — kein Wunder, wenn man aus altem, ehemals savoyardischem Adel stammt! Fast will es mir scheinen, als habe er die

Absicht, in sprachlicher Hinsicht in die Fußstapfen jenes braven Winzers zu treten; denn seit ich ihn kenne — und das sind an die dreißig Jahre her — hat er noch nie ein deutsches Wort mit mir gewechselt, dafür um so mehr und um so besseres Französisch. Es ist nämlich so, daß die Welschen in bezug auf die Sprache, ihre eigene, französische Muttersprache, päpstlicher als der Papst sind. Um dies zu beleuchten, möchte ich eine weitere Anekdote berichten, diesmal über einen deutschschweizerischen Schriftsteller. Und diese Anekdote ist diesmal wahr, so wahr wie das Evangelium. Ein Schriftsteller aus der Ostschweiz schrieb einmal einen Artikel in französischer Sprache für eine französische Zeitschrift, die in Paris herauskam. Bevor er nach Paris ging, um den Artikel dem Redaktor der Zeitschrift persönlich zu unterbreiten, zeigte er seine Arbeit einem in der deutschen Schweiz lebenden welschen Professor. Dieser gab ihm den Artikel nach kurzer Zeit zurück und erklärte: „Ich kann Ihre Arbeit nicht beurteilen, da ich nicht Chinesisch kann!" Diesem unbarmherzigen Urteil zum Trotz ging aber der erwähnte Schriftsteller nach Paris zu dem Redaktor, der eine weltberühmte Persönlichkeit war. Dieser las den Artikel und sagte dann: „Ja, das ist ein ganz anständiges Französisch; für uns Franzosen (pour nous autres Français) genügt das vollkommen."

Solche Welsche wie jener unbarmherzige Professor hätten allen Grund, sich etwas bei der Nase zu nehmen und das Büchlein von Aymon de Mestral mit gewissenhafter und einsichtsvoller Beziehung auf sich selbst zu lesen; denn nicht immer sind die Deutschschweizer an dem bestehenden Malaise schuld, das, wie bereits betont, nur in geringem Maße ein sprachliches Malaise ist.

Aymon de Mestral erwähnt naturgemäß die Fehler der Deutschschweizer mit besonderer Betonung, und das sei ihm auch keineswegs übelgenommen; nur möchte man bisweilen auch die andere Seite hören. Ebenso könnte man sich fragen, ob das nicht Verallgemeinerung und Vereinfachung sei, wenn die Welschen als „êtres vieillissants", als alternde Wesen, während die Deutschschweizer als mehr in die Zukunft blickend bezeichnet werden. Meint der Verfasser da nicht eher bestimmte Gesellschaftskreise, denen er selber angehört? Und wie verhält sich diese Äußerung zu dem Konservativismus der Deutschschweizer, von dem de Mestral noch auf der gleichen Seite spricht? Konservativ sind sonst doch eher alternde Wesen? Anderseits ist man über die klugen und sogar tiefgründigen Gedanken überrascht, die sich in dem Abschnitt „Die welsche Schweiz (la Romandie): eine große Dame" befinden. Nur darf man da auch wieder das Verständnis der deutschen Schweiz für das Wesen und die Eigenart dieser

großen Dame anführen: Hat nicht eine in der deutschen Schweiz lebende und in ihr Wurzel fassende deutsche Dichterin, hat nicht Ricarda Huch eine der schönsten Novellen über die welsche Schweiz geschrieben, die Novelle „Die Hugenottin"? Hier sind Wesen und Eigenart der welschen Schweiz mit seltener Feinfühligkeit dargestellt und — was noch mehr sagen will — mit historischer Treue; denn die Novelle „Die Hugenottin" ist als literarische Frucht aus dem Studium der Neutralität der Schweiz während des Spanischen Erbfolgekrieges hervorgegangen, und diesem Thema war Ricarda Huchs Doktordissertation an der Universität Zürich gewidmet.

So gleicht sich vieles aus, wenn man in die geistigen Urgründe hinabtaucht und die an den Tag und an die Vergänglichkeit gebundenen Probleme hinter sich läßt. Dieser Gefahr des Sichverlierens an das Alltägliche, um nicht zu sagen: das Banale, ist Aymon de Mestral in seinem Essay nicht immer entgangen. Er gleitet nur zu oft und vielleicht auch nur zu gerne in die politische und sozialpolitische Ebene ab, die doch, nach José Ortega y Gasset, im Grunde genommen von untergeordneter Bedeutung ist. Das verschafft ihm allerdings einige Bonmots, mit denen ein Problem jedoch nur scheinbar gelöst ist. So sagt er im Zusammenhang mit der Jurafrage und den massenpsychologischen Erscheinungen: „Wenn in Frankreich alles damit endet, daß man ein Lied singt, so endet in Zürich, dieser gelehrten und methodischen Stadt, alles mit Kursen und Unterricht." Zur Erklärung dieses Gedankensprunges sei erwähnt, daß die Zürcher Polizei nach den bekannten Unruhen Unterrichtskurse in Massenpsychologie eingeführt hat.

Sind somit einige der neuralgischen Punkte, die im Zusammenleben zwischen den Welschen und den Deutschschweizern wehtun, andeutungsweise bloßgelegt, wobei — das sei nachträglich wiederholt — es immer wieder wenig auf das Sprachliche, vielmehr auf das Menschliche ankommt, so fragt man sich gespannt, wo denn die Medikamente seien, die Aymon de Mestral dagegen vorschlägt. Ein Kapitel trägt nicht von ungefähr den Titel: „Humaniser la Suisse", die Vermenschlichung der Schweiz. Ein besonders einleuchtender Hinweis gilt auch der Einwirkung des Militärdienst in das Leben von Deutsch und Welsch. Das große Vorbild ist da Robert de Traz mit seinem Buche „L'Homme dans le rang", das viel aufbauender wirkt als — um nur zwei Beispiele zu nennen — Felix Moeschlin oder das Frühwerk von Kurt Guggenheim „Wilder Urlaub".

Ein wichtiges Hilfsmittel zur Verständigung sind auch die Austauschaktionen in verschiedenen Berufsgruppen. De Mestral erwähnt mit Genugtuung den Bauernaustausch, der schon sehr viel

Gutes getan hat, und neulich ging durch die Presse die Nachricht vom Journalistenaustausch, besonders in dem bedeutenden Artikel „Journalistenaustausch zwischen den Landesteilen" von Dr. Otto Frei in der „Neuen Zürcher Zeitung". Auch die Bemühungen von Radio und Fernsehen, der Presse beider Landesteile und der Neuen Helvetischen Gesellschaft dürfen nicht unerwähnt bleiben.

Das Buch Aymon de Mestrals setzt sich aus Artikeln zusammen, die zwischen den Jahren 1967 und 1970 in der westschweizerischen Presse erschienen sind. Alt-Ständeratspräsident Frédéric Fauquex hat ein sympathisches Vorwort geschrieben.

*Eugen Teucher*

## Sonderbundsflagge oder Signal eines Unbehagens?

*Zum Vorschlag einer „Fahne der Romandie"*

*Von Dr. Roberto Bernhard*

Der Generalsekretär des separatistischen „Rassemblement jurassien" hat unlängst sein altes Vorhaben, eine welsche Fahne zu schaffen, wieder ausgegraben. Der Gedanke ist zwar vor etlichen Jahren erstmals von einem Lausanner Chefredaktor geäußert worden. Der separatistische Förderer dieser Idee möchte daran erinnern, daß die Romandie zur Zeit burgundischer Herrschaft unter einer Krone vereinigt war. Das ist ein Rückgriff um ein gutes Jahrtausend — ein bißchen viel, um von drängender Aktualität zu sein. Immerhin müßten die von besagtem Generalsekretär nicht selten scheel angesehenen Deutschschweizer sich vorbehalten, ebenfalls und gesamthaft zu dem unter solchem Fahnentuch burgundische Reminiszenzen verkörpernden welschen Harste zu stoßen. Denn die Krone des rudolfinischen Königreiches Hochburgund wurde am 2. Februar 1033 vom deutschen Kaiser, dem Salier Konrad II., in Payerne empfangen und von 1038 an von seinem Sohne, dem späteren Kaiser Heinrich III., getragen, der im selben Jahre auch die Würde eines Herzogs von Schwaben und Alamannien erhielt. Man kann eben nicht so leichthin auf hochburgundische Geschichte zurückgreifen, ohne sehr bald auf eine für separatistisches Empfinden eher verdrießliche, schon damals als zusammengehöriges alemannisch-welsches Gemeinwesen empfundene Vorformung der späteren, eidgenössischen Schweiz zu stoßen. Und wenn schon so weit zurückliegende